

Christo Brand mit Barbara Jones
MANDELA

Christo Brand mit Barbara Jones

MANDELA

Mein Gefangener,
mein Freund

Aus dem Englischen übersetzt
von Michael Bayer, Sigrid Schmid und Wolfram Ströle

Residenz Verlag

Der Abdruck S. 83 f. und S. 217 aus: Nelson Mandela: Bekenntnisse.

© 2010 Piper Verlag GmbH, München.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Mandela. My Prisoner, My Friend«

bei John Blake Publishing Ltd, London.

© 2014 Christo Brand und Barbara Jones

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2014 Residenz Verlag

im Niederösterreichischen Pressehaus

Druck- und Verlagsgesellschaft mbH

St. Pölten – Salzburg – Wien

www.residenzverlag.at

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Gestaltung, Satz: Ekke Wolf

Umschlagbilder: John Blake Publishing Ltd (vorne), Rex Features and PA (hinten)

Schrift: Minion Pro, Swiss

Lektorat: Werner Wahls

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books

ISBN 978 3 7017 3339 2

Inhalt

Vorwort von Ahmed Kathrada	7
Prolog	13
Kapitel eins	17
Kapitel zwei	32
Kapitel drei	46
Kapitel vier	62
Kapitel fünf	78
Kapitel sechs	95
Kapitel sieben	116
Kapitel acht	139
Kapitel neun	165
Kapitel zehn.	181
Kapitel elf	202
Kapitel zwölf	211
Kapitel dreizehn	232
Kapitel vierzehn	239
Kapitel fünfzehn	262
Kapitel sechzehn	280
Danksagung	288

Im Namen unserer Familie stehen wir voller Demut hier an diesem Ort, an dem mutige Menschen der Ungerechtigkeit unbeirrt die Stirn geboten haben. Die Welt ist dankbar für die Helden von Robben Island, die uns daran erinnern, dass der Geist des Menschen stärker ist als Fesseln und Gefängnis.

Grußwort von US-Präsident Barack Obama
im Gästebuch von Robben Island, 30. Juni 2013

Vorwort

Ahmed Kathrada wurde zusammen mit Nelson Mandela, der in Südafrika häufig bei seinem traditionellen Clannamen »Madiba« genannt wird, 1964 im Rivonia-Prozess zu lebenslanger Haft verurteilt. Er saß 25 Jahre im Gefängnis. Nach seiner Entlassung war er politischer Berater Nelson Mandelas und Vorsitzender des Museumsrats von Robben Island. 2004 kam er bei der Wahl der hundert bedeutendsten Südafrikaner des Senders SABC3 auf Platz 46.

Mein nachhaltiger Eindruck von Christo Brand ist der eines herzensguten Menschen. Er ist kein Politiker, nur ein sehr mitfühlender Mensch, der für andere Risiken eingegangen ist, die für ihn selbst hätten gefährlich werden können.

Das vorliegende Buch konzentriert sich natürlich auf seine Beziehung zu Madiba zur Zeit von dessen Gefangenschaft, aber auch ich habe während meiner Haft die Menschlichkeit Christos kennengelernt. Auf Robben Island, wo ich am 13. Juni 1964 zusammen mit Madiba meine lebenslange Haftstrafe antrat, bin ich ihm noch kaum begegnet. Erst nach meiner Verlegung in das Pollsmoor-Gefängnis auf dem Festland im Oktober 1982 hatte ich viel mit ihm zu tun.

Wir wussten alle, dass Christo ein anständiger Mensch war, jemand, der uns helfen konnte, aber Madiba ermahnte uns, die jungen Wärter nicht auszunützen und in Schwierigkeiten zu bringen. Wir sollten Christo nicht für politische Zwecke benutzen, wie die Überbringung politischer Botschaften und so weiter. In dieser Beziehung half Christo uns also nicht. Dafür tat er vieles andere.

Eine besonders eindrückliche Erinnerung daran, wie Christo sich von den brutalen Wärtern der Anfangszeit unterschied, stammt aus der Zeit, in der mich mein Anwalt Dullah Omar erstmals besuchen durfte. Wir hatten schon seit einiger Zeit auf diese Besuche hingearbeitet. Meine Gelegenheit kam, als ich an der University of South Africa zwei Abschlüsse machte und die Gefängnisbehörden mich nicht zum Masterstudium zulassen wollten. Ich sagte, ich würde dagegen klagen, und beantragte ein Gespräch mit Dullah.

Bei einem seiner ersten Besuche brachte Dullah Teigtaschen mit – zwei Päckchen. Eins davon war für die Wärter bestimmt. Nachdem die Wärter es angenommen hatten, fragte er, ob ich das andere haben könnte. Christo entsprach seinem Wunsch. Dullahs Frau Farida hatte damals einen Stand mit Obst und Gemüse auf dem Salt River Market in Kapstadt, und wir vereinbarten mit Christo, dass er hingehen und für uns Obst holen sollte – Farida gab ihm auch Obst und Gemüse für seine eigene Familie mit. In der Folgezeit kam Dullah zu unseren Besprechungen immer mit einer Aktentasche voller Essen. Juristische Bücher hatte er keine eingepackt. Christo wusste es und ließ es durchgehen.

Noch wertvoller waren die zusätzlichen Besuche, die Christo mir genehmigte. Er organisierte Besuche von Leuten, die ich eigentlich gar nicht sehen durfte, etwa von Professor Fatima Meer, von anderen politischen Aktivisten und von Angehörigen. Ich werde den Tag nie vergessen, an dem meine Nichte in Kapstadt heiratete und Christo dafür sorgte, dass praktisch die gesamte Hochzeitsgesellschaft mich verbotenerweise im Gefängnis besuchte. Er richtete im Oberstock einen eigenen Besuchsraum ein und ich sah sie alle, Kinder und Erwachsene. Die Kinder durfte ich jeweils ein oder zwei Minuten sprechen. Sie kamen nacheinander herein und brachten Lachen und Licht mit, ein für einen Häftling seltenes, wunderbares Erlebnis. Mit den Erwachsenen, die ebenfalls nacheinander hereinkamen, konnte ich etwas mehr Zeit verbringen.

Christo ermöglichte auch Begegnungen mit politischen Aktivisten, die im Pollsmoor-Gefängnis einsaßen, und ging damit in gewisser Weise ein größeres Risiko ein als ich. Es waren die Achtzigerjahre, eine Zeit des Ausnahmezustands, in der landesweit Tausende von Apartheidgegnern verhaftet wurden. Viele Aktivisten vom Westkap und sogar einige vom Ostkap wurden in Pollsmoor gefangen gehalten. Ihre Angehörigen wussten nicht, wo sie waren und wie es ihnen ging, aber mich ließ Christo zu ihnen. Er brachte mich eines Tages zu Trevor Manuel, der eigentlich überhaupt keinen Besuch empfangen durfte. Trevor, der später unter Madiba und anderen Präsidenten Finanzminister wurde, saß damals schon seit zwei Jahren in Einzelhaft.

Es war für Trevor wunderbar, mit mir sprechen zu können. Wir waren damals ja schon zwanzig Jahre im Gefängnis und aus der Öffentlichkeit verschwunden. Es gab nur alte Fotos von uns, auf denen wir viel jünger aussahen, und selbst deren Besitz war strafbar. Man kann sich vorstellen, wie mein Besuch auf ihn wirkte. Ich richtete ihm auch Grüße von Madiba und Walter Sisulu aus, und das gab ihm wirklich Auftrieb. Christo erlaubte mir auch, ihm ein inspirierendes Gedicht zu übergeben. Ein anderes Mal brachte er mich zu Matthew Goniwe, einem Aktivisten vom Ostkap, der nach seiner Entlassung von der Sicherheitspolizei getötet wurde.

Aufgrund unserer Isolation im Gefängnis wussten wir kaum etwas über Aids. Christo erzählte uns einmal, dass sieben HIV-positive ANC-Guerillas in Angola festgenommen und ins Gefängnis gebracht worden seien. Eines Tages eilten sie draußen auf uns zu und umarmten uns. Hinterher hatten wir Sorge, wir könnten uns durch die Umarmung angesteckt haben. Später, als wir schon für die Nacht in unseren Zellen eingeschlossen waren, sahen wir zufällig Christo im Hof mit ihnen auf und ab gehen. Er hatte den Arm um sie gelegt. Dieses Bild von Christo und den HIV-positiven Häftlingen zusammen mit dem von Prinzessin Diana, die wir im Fernsehen mit

einem HIV-positiven Kind sahen, vertrieb unsere Ängste, vor allem als ich sah, wie unbefangen Christo mit diesen Leuten umging.

Weil es schwierig war, mit den anderen Aktivisten im Gefängnis zu kommunizieren, stellten wir uns unter ihre Zellen und unterhielten uns. Sie konnten dann hören, worüber wir sprachen. Auf diese Weise gaben wir Informationen an sie weiter. Christo wusste, was wir taten, und unternahm nichts dagegen, auch das eine kleine menschliche Geste. Als wir wenige Tage vor unserer Entlassung im Oktober 1989 nach Johannesburg verlegt wurden, war ich im Besitz zweier Fernseher. Ich ließ Christo einen für die Häftlinge da und er gab ihn an sie weiter. Den anderen bewahrte er in seiner Garage für mich auf und gab ihn mir zurück, als ich fünf Jahre später als Parlamentarier nach Kapstadt zurückkehrte.

Etwas besonders Wichtiges tat Christo für uns an einem Tag im Jahr 1986, einige Monate nachdem man Madiba von uns getrennt hatte und wir nicht wussten, was mit ihm passiert war. Christo kam zu mir und sagte: »Ich muss Ihnen etwas Wichtiges mitteilen, aber dann sagen Sie es Sisulu und den anderen weiter.«

Ich darauf: »Dann sagen Sie es mir lieber nicht.«

Aber natürlich sagte er es mir trotzdem. »Gestern Abend haben wir Madiba zu Justizminister Kobie Coetsee gebracht.« Das reichte uns schon an Information. Wir wussten jetzt in etwa, was passierte. Offenbar hatte Madiba Gespräche mit dem Gegner begonnen. Kurz darauf durfte er uns in Pollsmoor sprechen und berichtete, dass auf seine Anregung Gespräche begonnen hätten mit dem Ziel, die Regierung dazu zu bewegen, mit dem ANC zu reden. Christo informierte uns auch immer, wenn er Madiba irgendwohin begleitete. Oft war das die einzige Nachricht, die wir von Madiba hatten, entsprechend wichtig war sie für uns.

An Wochenenden, an denen Sergeant James Gregory, ein anderer Wärter, keinen Dienst hatte, ließ Christo mich kommen

und zeigte mir Briefe, die Gregory nicht an mich weitergeleitet hatte. Sie waren zum Teil schon Jahre alt. Außerdem hatte er einen ganzen Stapel des *Indicator* – einer von Ameen Akhalwaya gestarteten, gegen die Apartheid gerichteten Wochenzeitung, die Akhalwaya jede Woche geschickt hatte. Christo gab mir immer gleich mehrere Ausgaben, wenn die Gelegenheit dazu bestand.

Und dann fing seine Frau an, zu Weihnachten Kuchen für mich zu backen. Jedes Jahr backte sie mir einen, den Christo mir dann brachte, eine Tradition, die bis heute fortbesteht.

Jemand wie Christo als Wärter zu haben bedeutete für das Leben eines Häftlings einen gewaltigen Unterschied. Die Wärter, die wir anfangs hatten, waren Tiere, im Grunde selbst Verbrecher, obwohl sie uns natürlich nie anfassten. Mit den jüngeren Wärtern änderte sich das. Sie waren nicht gegen uns indoktriniert worden. Und selbst aus ihnen ragte Christo noch mit seiner Menschlichkeit und Güte heraus.

Wir hielten auch nach meiner Entlassung weiter Kontakt, und als er seinen Dienst kündigte, half ich ihm, Arbeit im Büro der verfassunggebenden Versammlung zu finden. Als er später nach einer anderen Arbeit suchte, beschaffte ich ihm eine im Robben-Insel-Museum.

Christo arbeitet unermüdlich und ist stets bereit, zu helfen und Überstunden zu machen, was man von vielen anderen Wärtern nicht sagen kann. Unseren Shop am Nelson Mandela Gateway nach Robben Island hat er mit Gewinn betrieben. Und er erzielte nicht nur Gewinn, er war auch als PR-Mann bestens geeignet, weil er schnell mit Leuten ins Gespräch kam. Als zum Beispiel einmal eine Frau auf dem Weg zur Insel eine Flasche Wasser bei ihm kaufte, fiel ihm ihr Akzent auf.

»Sind Sie Amerikanerin?«

»Ja.«

Ohne mehr über sie zu wissen, fragte er weiter: »Kennen Sie einen gewissen Bob Vassen?« (Bob Vassen ist mein Freund, der damals an der Michigan State University lehrte.)

Die Frau antwortete: »Ja, natürlich, wir haben zusammen unterrichtet.«

Mein Buch *A Simple Freedom* war damals gerade herausgekommen und Christo hatte eine große Schachtel voll davon – er sollte die Bücher noch nicht verkaufen, aber das kümmerte ihn natürlich nicht. Er fragte die Frau also: »Wollen Sie dieses Buch kaufen?«

»Sehr gerne.«

»Wollen Sie auch ein Autogramm vom Autor?«

So lernte ich die Frau kennen, Frau Professor Marcie Williams, wie sich herausstellte, und aus der Flasche Wasser entwickelte sich eine Freundschaft, die bis zum heutigen Tag anhält. Ich habe durch diese Flasche sogar einen Dokortitel der University of Massachusetts erhalten.

Ich hoffe aufrichtig, dass Christos Buch *Mandela. Mein Gefangener, mein Freund* die ihm gebührende Achtung und Aufmerksamkeit zuteil wird, denn es ist ein wertvoller Beitrag zu den Schriften über die Haftbedingungen zur Zeit der Apartheid, und sein Autor ist ein integrierter Mensch. Das Buch zeichnet sich auch dadurch aus, dass es der ehrlichste Bericht eines Wärters über seine Beziehung zu Nelson Mandela ist, den ich kenne. Allein schon deshalb verdient es Respekt. Ich wünsche Christo allen Erfolg der Welt.

Ahmed Kathrada

Oktober 2013

Prolog

Nelson Mandela verbrachte seine Kindheit in den grüngoldenen Hügeln der südafrikanischen Provinz Ostkap. In dem Dorf Qunu spielte er mit seinen Freunden. Er hat selbst von dieser glücklichsten Zeit seines Lebens berichtet – wie er mit einer Schleuder Vögel geschossen, Obst von den Bäumen gepflückt, mit einem gebogenen Draht Fische gefangen und warme Milch direkt vom Kuheuter getrunken hat.

Wie ich hat er manchmal Schafe gehütet, und nach dem Spielen bis zum Einbruch der Dunkelheit kehrte er in das kleine Haus seiner Familie zurück, aß dort zu Abend und lauschte den Geschichten seiner Mutter am Herdfeuer.

Als Kind bekam er von der Apartheid nichts mit. Er lebte in einer kleinen, sicheren Welt ohne unmittelbare Bedrohungen, in der Geborgenheit der ländlichen Xhosa-Gemeinde, der er angehörte.

Auch ich wuchs ohne Kenntnis der grausamen Rassentrennung unseres Landes auf. Mein Vater war Vorarbeiter auf einer Farm in einer fruchtbaren Gegend des Westkaps. In meiner Kindheit und Jugendzeit habe ich mit schwarzen und gemischt-rassigen* Kindern gespielt, die mit uns auf der Farm in Stanford lebten, viele Kilometer von Kapstadt entfernt.

* Für den im Englischen gebräuchlichen Begriff *race* gibt es leider keine exakte Entsprechung im Deutschen. In diesem Buch wird die wörtliche Übersetzung »Rasse« verwendet, auch wenn dieser Begriff heute höchst umstritten ist. Im südafrikanischen Apartheidregime jedoch wurden Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe (*racial boundaries*) streng unterschieden und getrennt. Das System gehorchte einer rassistischen Logik, die heute noch nachwirkt. In dieser Tradition ist auch der Begriff »gemischtrassig« (*mixed-race*) zur Bezeichnung von Menschen, deren Eltern unterschiedliche Hautfarben haben, zu verstehen.

Im Rückblick haben Mandela und ich beide eine unschuldige, glückliche Kindheit gehabt, wenn auch durch viele Jahre getrennt. Wir sind beide in der christlichen Tradition aufgewachsen, unter der Aufsicht strenger, aber liebevoller Eltern, die uns lehrten, was richtig und falsch ist. In dieser Welt zählten nur das Zuhause und die Familie. Gutes Benehmen wurde belohnt, schlechtes bestraft.

Zugleich lebten wir aber auch in gegensätzlichen Welten. In ihnen kamen wir auf verschiedene Weise mit der Unmenschlichkeit der Apartheidgesetze in Berührung, und diese Welten stießen erst Jahre später zusammen, als wir uns auf Robben Island begegneten, jenem furchtbaren Hochsicherheitsgefängnis, in dem Nelson Mandela eine lebenslange Haftstrafe verbüßte und ich sein Gefängniswärter war.

Ich war neunzehn, als ich ihn zum ersten Mal sah, und er sechzig. Bis zu diesem Tag hatte ich noch nie von ihm oder seinem African National Congress (ANC) gehört und wusste nichts von den leidenschaftlichen Überzeugungen, für die er und seine Gefährten zu sterben bereit waren.

Ich lernte einen Menschen kennen, der höflich und bescheiden war und doch zugleich der einflussreiche Anführer vieler auf Robben Island inhaftierten politischen Häftlinge. Wenn er sich im Freien aufhielt, wo die anderen ihn sehen konnten, skandierten sie im Sprechchor: »Amandla! Alle Macht dem Volk«. Sie sangen und schrien und grüßten ihn mit erhobenen Fäusten. Doch er durfte nicht darauf antworten, die Vorschriften verboten es. Er musste an ihnen vorbeigehen und konnte sie höchstens durch ein kaum merkliches Nicken in ihre Richtung zur Kenntnis nehmen.

Er war ihr charismatischer Anführer, ihre einzige Hoffnung auf der Insel. Dabei lernten die meisten ihn überhaupt nicht persönlich kennen. Auch das war verboten.

Mandela, ein würdevoller Gefangener und zugleich großer Menschenführer, stürzte mich jungen Mann in tiefste Verwirrung. Er respektierte meine Arbeit und wusste, dass ich auf die

Einhaltung der strengen Vorschriften achten musste, wenn wir beide überleben wollten. Ich sah ihn Böden schrubben, seinen Toiletteneimer leeren, den Gefängnishof säubern – manchmal auf den Knien – und zusammen mit Mithäftlingen den kleinen Garten bestellen, in dem er Chili und anderes Gemüse anbaute, um ein wenig Abwechslung in die schreckliche Gefängniskost zu bringen.

Er sprach mich, der ich fast noch ein Kind war, mit »Mr Brand« an, und ich nannte ihn Mandela. Doch trotz der verschiedenen Welten, aus denen wir stammten, freundeten wir uns über die Jahre an und begegneten einander schließlich mit Zuneigung und Respekt.

Nach achtzehn langen und schwierigen Jahren auf Robben Island wurde Mandela in das Pollsmoor-Gefängnis auf dem Festland verlegt. Die Regierung wollte die Führung des ANC spalten. Ich begleitete Mandela und seine Kameraden.

Später zog er noch einmal um, in das Victor-Verster-Gefängnis in Paarl. Dort bekam er eine eigene Wohnung und setzte die Sondierungsgespräche mit Regierungsvertretern fort, die er während seiner Einzelhaft in Pollsmoor aufgenommen hatte. Bei den Verhandlungen zur Beendigung des dunkelsten Kapitels in der Geschichte Südafrikas spielte er die Hauptrolle. Über mehrere lange Jahre verteilt, nahm der Prozess der Versöhnung schließlich Fahrt auf. Auch in dieser Zeit begleitete ich ihn.

Am Tag seiner Freilassung sollte er nur mit seiner Frau Winnie, ohne die Anwesenheit von Gefängniswärtern, durch das Gefängnistor gehen. Ich erlebte den außergewöhnlichen Moment also zu Hause am Fernseher mit einem Kloß im Hals und Tränen in den Augen. Unsere gemeinsame Reise war zu Ende, sagte ich mir, und konnte es noch gar nicht fassen.

Doch ein paar Wochen später rief Mandela mich an. Er wollte den Kontakt zu mir aufrechterhalten. Seitdem ist die Verbindung zwischen uns nicht mehr abgerissen. Ich war bei den meisten wichtigen Ereignissen dabei und fühle mich ge-

ehrt, dass ich bis heute als Mitglied seiner verzweigten Familie gelte.

Mandela hat ein Buch über seinen »langen Weg zur Freiheit« geschrieben. Ich bin einen Teil dieses Weges mit ihm gegangen. Es war eine unglaubliche Reise, die mein Leben genauso wie seines geprägt hat.

Dabei begann mein Leben so viel später als seines. Als weißer Afrikaner* wurde ich in jene Kultur geboren, die Mandela zum Revolutionär machte. Ich konnte nicht ahnen, dass ich einmal mit ihm zusammentreffen würde.

* Als »Afrikaner« werden die Afrikaans sprechenden europäischstämmigen Einwohner Südafrikas und Namibias bezeichnet. Der Begriff wird heute anstelle des seit dem 18. Jahrhundert gebräuchlichen Wortes »Buren« (afrikaans: Boere, wörtlich: Bauern) verwendet.

Kapitel eins

Ich bin auf einer kleinen Farm unmittelbar außerhalb von Stanford aufgewachsen, einem malerisch in einem Bergtal gelegenen Dorf, zwei Stunden Fahrt von Kapstadt entfernt. Durch das Dorf schlängelte sich ein Fluss und zum Atlantik war es nicht weit. Unsere Farm hieß Goedvertrouw, »Gottvertrauen«. Wir hatten eine eigene kleine Schule auf einer Nachbarfarm, die ich ab dem fünften Lebensjahr besuchte.

Jeden Morgen musste ich zu Fuß acht Kilometer bis zur nächsten Bushaltestelle gehen, egal ob bei Sonnenschein oder Regen. Doch oft begleitete mich ein Afrikaner, den wir Chocolate nannten, bis zur Haltestelle, oder er nahm mich vorne auf seinem Fahrrad mit, wenn das Fahrrad gerade einmal funktionierte. Seinen richtigen Namen kannten wir nicht. Chocolate war schon immer da. Er hatte keine Angehörigen und arbeitete die ganze Zeit auf der Farm oder half meiner Mutter im Haus.

Geld war in meiner Familie knapp und wir konnten uns keinen Luxus leisten. Trotzdem führten wir ein schönes Leben. Wir hatten vielleicht nicht viel, aber das, was wir hatten, war gut. Es gab Bratkartoffeln mit Butternüssen, mit Brotkrumen gefüllte Kürbisse und frische Erbsen. Den Geschmack von Fleisch kannte ich kaum, aber das machte mir nichts aus.

Nach dem Abendessen nahmen wir die Kerzen mit nach draußen auf die Veranda – Strom hatten wir nicht. Mein Vater holte seine Geige heraus und Chocolate seine Gitarre, und dann tönten Musik und unser Lachen durch die Nacht.

Die Tage begannen früh und endeten manchmal erst um Mitternacht, speziell wenn winterliche Regenfälle die Felder verwüstet oder die Zäune beschädigt hatten. Ich ging manch-

mal noch nachts mit meinem Vater und Chocolate nach draußen und leuchtete ihnen mit der Taschenlampe, während sie im strömenden Regen einen Zaun reparierten. Vor allem in der Region Boland im Westkap waren die Winter so eisig, dass die Wäsche auf der Leine gefror und die Hände blau und gefühllos wurden. Im Sommer war es dagegen so stickig heiß, dass man kaum Luft bekam.

Meine Erziehung entsprach der eines typischen christlichen Afrikaners. Ich wurde in der Niederländischen Reformierten Kirche getauft und wir gingen jeden Sonntag in den Gottesdienst und machten nachmittags ein Nickerchen. In den Schulferien und am Wochenende spielte ich den ganzen Tag draußen auf der Farm mit meinen Freunden, den Kindern der afrikanischen und gemischtrassigen Arbeiter.

Meine Mitschüler waren ausschließlich weiß. Mir fiel der Unterschied damals ehrlich gesagt nicht weiter auf, aber zur Schulzeit saßen in den beiden Klassenzimmern unserer kleinen Schule nur die weißen Farmerskinder und die der Verwalter und Vorarbeiter. Die farbigen und afrikanischen Kinder gingen auf eine Schule am Fuß des Hügels.

Aber vor und nach der Schule trafen wir uns alle an der Bushaltestelle. Wenn es kalt war und wir lange auf den Bus warten mussten, machten wir auf dem Boden Feuer. Wir sprachen nie darüber, warum es an unseren Schulen die Rassentrennung gab. Wir waren Kinder – unschuldige Kinder, denke ich –, und die Rassentrennung gehörte einfach zu unserem Leben.

Zu Hause spielte ich mit weißen Kindern nur dann, wenn am Wochenende die Schwestern meiner Mutter mit ihren Familien aus Kapstadt zu Besuch kamen. Mein Cousin und ich brachen dann schon frühmorgens auf, um Kaninchen und Tauben zu jagen, und Chocolate begleitete uns.

Dann war Chocolate eines Tages verschwunden. Ich weiß bis heute nicht, was passiert ist, aber wahrscheinlich wurde er verhaftet, weil er ohne Pass unterwegs war. Die Passgesetze für Schwarze und Farbige waren berüchtigt. Die Pässe wurden

verächtlich »dompas« genannt, »dummer Pass«, und sie beherrschten das Leben der nichtweißen Bevölkerung.

Mein Vater stellte Nachforschungen an, aber es kam nichts dabei heraus. Wir fanden uns damit ab, vielen Afrikanern widerfuhr damals dasselbe. Menschen wie Chocolate kamen aus großen, armen Familien und lebten in Baracken ohne Wasser, Strom und sanitäre Anlagen. Chocolates Eltern waren womöglich an Unterernährung oder Tuberkulose gestorben und er hatte sich daraufhin nach Arbeit umgesehen. Er besaß nichts und hatte keine Ausbildung. Seine Geburt war nirgendwo vermerkt, dementsprechend hatte er auch keine Ausweispapiere. Wahrscheinlich hat er sich glücklich geschätzt, dass meine Eltern ihn aufnahmen und er überhaupt Arbeit und ein Dach über dem Kopf hatte.

Er galt als ungelernter Arbeiter, obwohl er auf der Farm alles reparierte und einem Kind wie mir das Fischen und Jagen beibrachte und wie man Zäune ausbessert und Tiere versorgt. Er besaß kein Arbeitsbuch und wäre wie viele andere Afrikaner, die für den Apartheidstaat keinen Wert besaßen, durch die Maschen des Systems gefallen.

Unterwegs musste er ständig einen »dompas« mit sich führen und bei Polizeikontrollen vorzeigen zum Beweis dafür, dass er sich dort, wo man ihn angehalten hatte, auch aufhalten durfte. Nur hatte Chocolate keinen »dompas«: Offiziell existierte er gar nicht.

Wenn er außerhalb der Farm von der Polizei aufgegriffen wurde, vor allem nachts, kam er in ein Polizeigefängnis, und dort war sein Leben buchstäblich nichts wert. Hunderttausende schwarze Südafrikaner »verschwanden« in diesen Jahren. Zu viele Nachforschungen anzustellen war nutzlos und sogar gefährlich. Der arme Chocolate war nur ein weiteres Opfer der Apartheid. Wir vermissten ihn, aber wir lebten in einem Polizeistaat und hatten selbst nur beschränkte Rechte. Mein Vater hat wahrscheinlich auf der lokalen Polizeiwache nachgefragt, wo man sich erwartungsgemäß nicht für Chocolate interes-

sierte. Für die Polizei war er nur ein namenloser schwarzer Wanderarbeiter unter vielen.

Die Apartheid in Südafrika war ein besonders grausames Beispiel eines staatlich legitimierten Rassismus. Angeregt durch Gedanken einer weißen Vorherrschaft, die mit den ersten »Oberern« Südafrikas, den Niederländern, und wenig später den Briten ins Land kam, beschloss die Afrikaans sprechende National Party 1948, als sie an die Macht kam, die Gesetze zur Rassentrennung.

Jahrzehntelang waren die schwarzen Südafrikaner Sklaven, Diener oder schlecht bezahlte Arbeiter, die nur den Interessen der weißen Eindringlinge dienten. Zur Zeit der Einführung der Apartheidgesetze waren sie bereits entrechtet. Schon der von den Briten eingebrachte Native Land Act von 1913 hatte ihnen verboten, Land zu besitzen. Jetzt wurden sie weiteren lähmenden Einschränkungen unterworfen. In Dutzenden von Gesetzen wurde ihr Leben reglementiert und ihr Unglück besiegelt.

Zu den verhassten Passgesetzen kamen mit dem Reservation of Separate Amenities Act von 1953 dann die berüchtigten offiziellen Schilder mit der Aufschrift »Nur Weiße« (»whites-only«), die an allen möglichen öffentlichen Orten einschließlich der Flughäfen und sogar Friedhöfe aufgehängt wurden. Die Schwarzen durften nicht mehr dieselben Strände, Busse, Parkbänke, Krankenhäuser, Schulen und öffentlichen Toiletten benutzen wie die Weißen. Der Prohibition of Mixed Marriages Act und der Immorality Act verboten sexuelle Beziehungen zwischen den Rassen. Vielleicht das schlimmste Gesetz kam mit dem Bantu Education Act. Schwarze sollten in der Schule nur für ein Leben als Arbeiter ausgebildet werden, die weiße Vorherrschaft sollte dadurch für künftige Generationen gesichert werden. Wie Hendrik Verwoerd, Minister für Eingeborenenfragen und Architekt der Apartheid (und ab 1958 bis zu seiner Ermordung 1966 Premier), einmal sagte: »In der europäischen [weißen] Gesellschaft ist oberhalb bestimmter Arbeitsformen kein Platz für die Bantu [Schwarzen] ... Warum

soll ein Bantukind Mathematik lernen, wenn es dafür im Leben keine Verwendung hat?«

Nichtweiße durften nicht in der Stadt wohnen, es sei denn, sie arbeiteten dort, und sie mussten ständig Pässe bei sich führen. Der Group Areas Act vertrieb Millionen Schwarze und Farbige aus ihren Häusern und wies ihnen zum Wohnen bestimmte arme Gegenden zu.

Diese Ungleichheit blieb natürlich nicht ohne Protest, und der Staat reagierte darauf erwartungsgemäß mit aller Härte. 1960 eröffnete die Polizei im später so genannten Massaker von Sharpeville das Feuer auf Demonstranten im Township Sharpeville und erschoss 69 Schwarze – die meisten von hinten. Der Aufstand gegen die Passgesetze erreichte nun seinen Höhepunkt. Als Folge davon rief die Regierung den ersten Ausnahmezustand in Südafrika aus. In dieser Zeit wurden die Bürgerrechte ausgesetzt und die Polizei konnte Verdächtige willkürlich und ohne richterlichen Beschluss festhalten. Öffentliche Versammlungen ab drei Personen waren verboten.

Zehn Jahre später, 1970, verschlimmerte sich die Lage der schwarzen Bevölkerung noch durch die Verabschiedung des Bantu Homeland Citizen Act. Ziel war diesmal, den schwarzen Südafrikanern die Bürgerrechte zu nehmen und sie zu zwingen, Bürger der zehn sogenannten »Homelands« zu werden – unfruchtbare Gebiete, die niemand wollte und die kilometerweit von den weiß beherrschten Städten entfernt lagen. Als Folge davon wurden über drei Millionen Menschen zwangsumgesiedelt.

Ich weiß heute, dass das Ausland gegen diese furchtbaren Repressalien Sturm lief, doch als Kind einer unpolitischen Familie im Westkap bekam ich davon nichts mit. Chocolate war der ständige Begleiter meines täglichen Lebens, und ich kannte viele andere afrikanische und gemischtrassige Familienoberhäupter, bei denen ich stets willkommen war, genauso wie umgekehrt sie bei uns. Erst heute ist mir klar, was für eine Ausnahme das war, und ich bin dafür dankbar.

Ein Städter hätte einen Menschen wie Chocolate keinesfalls so gut kennenlernen können und seine Kinder hätten nicht mit schwarzen Kindern spielen dürfen. Ich konnte das nur, weil meine Eltern genauso wie die schwarzen und farbigen Arbeiter auf der Farm wohnten.

Damals war mir das natürlich nicht bewusst. Ich erinnere mich an viele Kindheitsfreundschaften, die von rassistischen Spannungen gänzlich unbelastet waren. Als mein Großvater mir zum Beispiel ein Fahrrad kaufte, hielten die afrikanischen Kinder es für mich und rannten hinter mir her, um mir zu helfen, das Treten zu lernen, und zu verhindern, dass ich umkippte. Wir teilten viele Dinge, spielten am Fluss und fingen Fische. Manchmal kämpften wir zum Spaß miteinander, anschließend schwammen wir alle nackt im Fluss und waren wieder Freunde.

Eines Tages kam ein farbiger Junge zu uns. Meine Eltern gaben ihm ein eigenes Zimmer im Dachgeschoss. Er hieß Pikky und war irgendwie auf der Farm zurückgeblieben, als einige saisonale Obstpflücker weiterzogen. Also kümmerte sich meine Mutter um ihn.

Pikky half meiner Mutter in der Küche und arbeitete auch auf den Feldern. Wenn ich von der Schule nach Hause kam, pflanzte ich mit ihm Zwiebeln oder Kartoffeln. Er wohnte bei uns, bis er fünfzehn war, dann verschwand er wie Chocolate und wir sahen ihn nie wieder. Ich trauerte sehr um ihn, denn er war für mich wie der Bruder, den ich nie hatte. Wir hatten so vieles miteinander geteilt.

Obwohl mich der Verlust schmerzte, stellte ich doch keine Fragen und meine Eltern sprachen auch nicht darüber. Nie wurde ich über die Situation von Menschen wie Chocolate oder Pikky aufgeklärt. Solange sie bei uns wohnten, behandelten wir sie wie Familienmitglieder, und ich begriff erst später im Rückblick, wie ungewöhnlich das war.

Meine Eltern waren tatsächlich außergewöhnlich hilfsbereit gegenüber den Menschen in unserer Umgebung, egal ob

sie schwarz, weiß oder farbig waren. Freitags, am Zahltag, fuhr mein Vater mit allen Arbeitern in die dreißig Kilometer entfernte Stadt, damit sie einkaufen konnten. Auf dem Weg nahm er noch weitere Arbeiter mit, die zu Fuß von anderen Farmen kamen, bis unser Lieferwagen gerammelt voll war.

Bei aller Großzügigkeit konnte mein Vater aber auch sehr streng sein. Ich musste auf die harte Tour lernen, dass ich mich gegenüber älteren Leuten egal welcher Hautfarbe stets respektvoll zu verhalten hatte. Mein Vater hörte eines Tages, wie ich einen älteren schwarzen Arbeiter anschrte. Wir brachten gerade die Kühe in einen Kral und ich gebrauchte unanständige Wörter. Mein Vater tobte. Er bestrafte mich mit dem Sjam-bok, einer Peitsche, und wiederholte dabei ständig, wir müssten ältere Menschen achten. Die Farbe ihrer Haut spiele keine Rolle. Sie ginge nicht ab und außerdem seien Schwarze und Farbige genauso Menschen wie wir.

Die Farmarbeiter erwiderten den Respekt meiner Eltern und waren sehr nett zu mir und passten auf mich auf. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört, dass ich mit etwa drei Jahren von zu Hause loszog, in einem Kanal spielte und nicht mehr zurückfand. Ich spielte immer irgendwo draußen oder fischte mit den anderen Kindern am Fluss. Alle Farmarbeiter halfen meinen Eltern bei der Suche nach mir.

Doch diese ruhige Zeit hielt nicht an. 1972, ich war damals zwölf, forderten die vielen bei Kälte und Regen im Freien verbrachten Nächte bei meinem Vater ihren Tribut und er bekam eine Lungenentzündung. Er erkrankte ernsthaft und konnte nicht mehr auf dem Feld arbeiten. Der Besitzer der Farm entließ uns. Wir verloren auf einen Schlag unser Zuhause und unseren Lebensunterhalt und sahen uns einer unbarmherzigen Wirklichkeit ausgesetzt, unter der auch Millionen Schwarze litten.

Wir mussten in die Stadt ziehen und wohnten ein ganzes Jahr lang im Gartenzimmer des kleinen Hauses meines Onkels in Parow Valley, einem von der weißen Mittelschicht bewohn-

ten Vorort von Kapstadt. Meine Eltern und ich mussten uns ein einziges enges Zimmer teilen. Ich schlief auf einer Matratze auf dem Boden und sehnte mich nach der grünen Weite des Velds und den Feldern.

Als es meinem Vater wieder besser ging, arbeitete er bei der Eisenbahn, und im Jahr darauf zogen wir nach Epping Garden Village, einem anderen Vorort von Kapstadt, der heute Ruyterwaght heißt. Er wurde eigens für weiße Eisenbahnarbeiter angelegt. Zum ersten Mal besaßen wir ein eigenes Haus. Inzwischen habe ich es geerbt und ausgebaut und lebe dort mit meiner Familie.

Das Leben in Ruyterwaght war ganz anders. Mein Vater war am Abend jetzt immer zu Hause, statt draußen Zäune auszubessern oder Schafe zusammenzutreiben. Doch ich vermisste meine Freunde von der Farm. Ich hatte niemanden mehr zum Fischen und auch keine schwarzen Freunde. Ich besuchte eine ausschließlich weiße Schule und sah, dass Weiße und Schwarze in den öffentlichen Toiletten der Stadt und am Bahnhof getrennte Bereiche hatten. Ich hatte immer noch keine richtige Vorstellung von der Apartheid, bemerkte aber erste kleine Unterschiede, die mir bis dahin nicht aufgefallen waren.

In der Stadt absolvierte ich den Rest meiner Schulausbildung und kam als schnellster Läufer meines Jahrgangs zu einigem Ansehen. Ich übte mich auch im Scheibenschießen. Doch die finanzielle Not meiner Familie hielt an, ich beschloss deshalb, mir in meiner Freizeit ein wenig Taschengeld dazuzuverdienen.

Mit fünfzehn arbeitete ich am Wochenende für einen Bauunternehmer, der mir acht Rand am Tag zahlte – was damals etwa fünf britischen Pfund entsprach –, damit ich ihm half, sein Haus zu bauen. Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends mischte ich Zement, schleppte Ziegel und half bei der Verlegung elektrischer Leitungen. Unter der Woche ging ich, wenn ich mit den Schularbeiten fertig war, von Tür zu Tür und verkaufte Töpfe, Pfannen und Schüsseln. Ein Nachbar von uns arbeitete in einer Fabrik, die Sachen aus Edelstahl herstellte, und bot mir 25 Pro-

zent auf alle Produkte, die ich für ihn verkaufte. Ich zeigte den Leuten Musterexemplare und Preislisten, damit sie sahen, dass sie in der Fabrik billiger einkauften als im Laden.

Ich verdiente gut und kaufte mir schon bald ein gebrauchtes Motorrad, mit dem ich die Ware leichter ausliefern konnte, eine Suzuki 50 cc. Damals war ich sechzehn. Mit siebzehn kaufte ich mir einen alten Ford Cortina, bei dem der Motor überholt und das Getriebe ersetzt werden musste.

Mein soziales Leben kreiste um *braais* – Barbecues –, auf denen wir Fleisch und vor Ort gefangenen Fisch grillten. Ich entwickelte mich in jeder Beziehung zu einem Afrikaner, der voll in die weiße Gemeinschaft integriert war.

Im Jahr 1976, ich war damals sechzehn, ging in der weißen Bevölkerung landesweit die Angst vor einem möglichen Aufstand der Schwarzen um. Die Polizei hatte an zwei schrecklichen Tagen in der Township Soweto in Johannesburg über hundert schwarze Schüler und Studenten erschossen, die gegen das rassistische Bildungssystem des Landes protestiert hatten. Viele Kinder starben und die Gewalt in der Township eskalierte.

Alle hatten Angst, der Aufstand könnte sich ausbreiten. Die älteren Schüler wurden aufgerufen, die Schule nachts zu bewachen, weil die Lehrer fürchteten, Schwarze könnten sie anzünden. Zusammen mit dem Rektor und den Lehrern, die schussbereite Waffen in den Händen hielten, patrouillierten wir abwechselnd über den Schulhof. Aber der gefürchtete Mob traf nicht ein.

Im Anschluss an die Schule kam die Einberufung zum Wehrdienst. Ab 1967 mussten alle weißen männlichen Südafrikaner zwischen siebzehn und fünfundsechzig entweder in die South African Defence Force (SADF) oder die South African Police (SAP) eintreten. Anfangs dauerte der Wehrdienst nur neun Monate, doch 1977 wurde er aufgrund der zunehmenden Kämpfe in Namibia und Angola auf zwei Jahre verlängert. Im Anschluss daran musste man noch acht Jahre lang einen Monat im Jahr in einem Feldlager an der Grenze dienen.

Freunde von mir waren in solchen Grenzlagern ums Leben gekommen und ich war auf ihren Beerdigungen gewesen. Ich wollte nicht enden wie sie und wollte auch nicht zur Polizei, die für ihre Brutalität bekannt war.

Zwei Cousins von mir landeten in einem Militärgefängnis in Phalaborwa, weil sie den Wehrdienst verweigert hatten. Ich stand beiden sehr nahe, wir waren enge Freunde. Ihre Mutter, meine Tante, beschrieb mir, wie sie behandelt wurden. Man hatte sie zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt und behandelte sie wie Kriminelle.

Ich entschied mich für eine Ausbildung zum Gefängniswärter als beste Alternative. Wer mindestens dreizehn Jahre als Gefängniswärter arbeitete, brauchte nicht zur Polizei oder zur Armee und musste auch nicht an den jährlichen Feldlagern teilnehmen. Ein solcher Job galt zwar als minderwertig und schlecht bezahlt, aber als in unserer Schule dafür geworben wurde, hatte ich das Gefühl, eine Lösung für mich gefunden zu haben. Ich meldete mich bei erster Gelegenheit an und fuhr zu einem Gefängnis in Kroonstad, einer großen Stadt südlich von Johannesburg im Oranje-Freistaat.

Ein Schulkamerad machte die Ausbildung mit mir. Dass er sie überhaupt machen konnte, geht auf eine Reihe ganz erstaunlicher Zufälle zurück. Er wollte unbedingt Gefängniswärter werden, wusste aber, dass er wahrscheinlich durch den medizinischen Eignungstest fallen würde. Irgendwie konnte ich den für die Rekrutierung von Anwärtern zuständigen Sergeant überreden, meinem Freund eine Chance zu geben. Zu Beginn der Ausbildung wurden wir gemeinsam vereidigt, aber die ärztliche Untersuchung stand noch drohend bevor und ich machte mir Sorgen.

Doch dann half mir die Gefängnisbehörde sogar, ihn einzuschleusen. Es war eine merkwürdig gesetzlose Zeit. Der Arzt, der aus dem außerhalb gelegenen Worcester kam, war am Morgen der Untersuchung aus irgendeinem Grund nicht verfügbar. Er hieß Dr. Brand, und da ich denselben Nachnamen hatte,

sollte ich an seiner Stelle den Arzt spielen, damit es nicht zu lästigen Verzögerungen kam.

Heute lache ich darüber. Zugleich läuft mir ein Schauer über den Rücken. Ich kann nur sagen, dass eine Menge Bewerber, die den medizinischen Test nicht bestanden hätten, an diesem Tag eine lange Karriere im Strafvollzug antraten. Mein Schulfreund war nicht der Schlimmste. Ich ließ auch einen Bewerber bestehen, der auf einem Ohr komplett taub war. Ein anderer hatte teilweise gelähmte Augenlider und konnte die Augen keine zehn Sekunden am Stück offenhalten.

Trotz unserer mangelnden Tauglichkeit zum Dienst wurde uns bei der Ausbildung in Kroonstad nichts geschenkt. Drei Monate lang absolvierten wir körperlich anstrengende Übungen und Scheibenschießen zusammen mit Soldaten und lernten Strafrecht. Wir bekamen monatlich siebzig Rand und einen unangenehmen Vorgeschmack auf das Leben inmitten hartgesottener Straftäter.

Wir standen in ständiger Alarmbereitschaft und mussten mit kürzester Vorwarnzeit zur Inspektion antreten. Der Alarm konnte zu jeder Tages- und Nachtzeit losgehen und wir Auszubildende mussten dann innerhalb von fünf Minuten angezogen bereitstehen. Es konnte jederzeit passieren, dass einer vortreten musste und wegen der kleinsten Unregelmäßigkeit heruntergeputzt wurde: wenn etwa die Naht eines Overalls einen Knick oder der Boden einen Fleck hatte oder ein Bett nicht akkurat genug gemacht war.

Um das System auszutricksen, schliefen wir auf einer Matte auf dem Zementboden, damit wir das Bett überhaupt nicht zu machen brauchten. In unserem Zimmer hatten wir nie Schuhe an, weil es über zwei Stunden dauerte, die Böden zu putzen. Der Tag begann um fünf Uhr morgens mit zweistündigem Exerzieren, egal ob es draußen klirrend kalt oder sengend heiß war. Selbst wenn uns der Schweiß in Strömen hinunterlief, saßen wir lieber auf dem kalten Boden, statt uns aufs Bett zu legen und es womöglich schmutzig zu machen.

Im Winter war das Wasser in den Hähnen morgens eingefroren und wir mussten mit bloßen Händen Eis zerkleinern und im Anschluss daran mit noch tauben, wunden Händen eine komplizierte Pistole oder ein Gewehr zusammensetzen.

Es war eine Folter und wir hatten immer Hunger. Wenn wir nach einer Veranstaltung im Offizierskasino aufräumen mussten, sammelten wir das übrig gebliebene Brot ein, nahmen es mit aufs Zimmer und verschlangen es dort. Vielleicht sollte uns die harte Behandlung veranschaulichen, wie Gefangene sich fühlten, wenn ihnen ihre gewohnten Rechte genommen wurden.

Manchmal mussten wir nachts das Gefängnis nach Messern, Drogen und anderen illegalen Dingen absuchen. Oft bekämpften Gangmitglieder einander auf Leben und Tod. In den Zellen floss Blut und wir mussten zuerst mit Tränengas schießen, bevor wir mit den Hunden hineingehen konnten.

Einmal fragte ein Gefangener in Einzelhaft, ein Mörder, einen angehenden Wärter, der mit mir Dienst tat, nach der Uhrzeit. Der Wärter zeigte ihm die Zeit auf seiner Uhr. Der Gefangene packte ihn blitzschnell durch die Gitterstäbe am Handgelenk und zog die Uhr herunter. Bis wir die Schlüssel herausgeholt und die Zelle aufgeschlossen hatten, hatte er sie schon in den Mund gesteckt und hinuntergewürgt. Ein Arzt, der ihm hätte den Magen auspumpen können, stand an diesem Abend nicht zur Verfügung, also schrieben wir einen Bericht und ließen es dabei bewenden.

Ich erlebte damals einige Verzweiflungstaten. Manche Gefangene zerschnitten sich mit einer Rasierklinge die Sehnen, um nicht arbeiten zu müssen. Andere spritzten sich Brasso-Metallpolitur. Sie bekamen Wundbrand und man musste ihnen die Beine amputieren.

Ein anderes Mal kam es zu einem Kampf zwischen Mitgliedern zweier Gangs. Wir versuchten die Banden immer möglichst zu trennen, aber ein Gefängniswärter hatte einen Fehler gemacht und an die dreißig Mann waren sich auf einem Gang

begegnet. Nur ich und zwei weitere Wärter waren zur Stelle und wir konnten keine Hundeführer zu Hilfe rufen. Also bliesen wir in unsere Trillerpfeifen und gingen mit unseren Knüppeln dazwischen, um ein Blutbad zu verhindern.

Die Häftlinge griffen uns mit den aus Blech gefertigten Bechern des Gefängnisses an, um deren Griffe sie Socken gewickelt hatten, um besser zuschlagen zu können. Sie hatten auch Duschhähne abgeschraubt und in Socken gesteckt. Nach einem heftigen Kampf konnten wir die kleinere Gruppe schließlich in eine leere Zelle drängen und dadurch die Situation entschärfen.

Das war allerdings noch nicht das Schlimmste. Manchmal zwang ein Bandenführer einen Gefolgsmann, mit einer Rasierklinge auf einen Wärter loszugehen. Der Gefolgsmann musste sich beweisen, indem er dem Wärter eine blutige Wunde zufügte. Opfer waren in der Regel die jüngsten, noch in der Ausbildung stehenden Wärter, die man an ihren Uniformen erkannte.

Gegen Ende der Ausbildung bewarb ich mich um eine Stelle auf Robben Island, weil meine Familie in Kapstadt wohnte und Robben Island das nächstgelegene Gefängnis war. Ich wusste, dass es sich um eine unwirtliche, von Wind und Wetter gepeitschte Insel handelte, die von allen gefürchtet und gehasst wurde, die je dort gewesen waren, aber ich glaubte, schlimmer als in Kroonstad könnte es nicht werden. Das war ein Irrtum.

Sobald ich mich beworben hatte, wurden meine sämtlichen Angehörigen und Freunde von der Special Branch der südafrikanischen Polizei überprüft. Ich hatte Namen und Adressen meiner Freunde angeben müssen und sie wurden alle mehr als nur einmal besucht und nach ihrem politischen Hintergrund und der Mitgliedschaft in irgendwelchen Organisationen befragt. Das hatte ich nicht gewusst, deshalb hatte ich die Betroffenen auch nicht vorwarnen können. Einige glaubten, die Polizei ermittle wegen eines Verbrechens gegen mich. Jedenfalls wurde festgestellt, dass ich mit Politik nichts am Hut hatte, und ich wurde angenommen.

Dass ich von Geschichte keine Ahnung hatte, machte mich zum idealen Kandidaten. Als man mir sagte, ich würde die gefährlichsten Verbrecher in der Geschichte Südafrikas bewachen, glaubte ich das. Die Gefangenen, um die ich mich kümmern sollte, so erfuhr ich weiter, hätten eigentlich die Todesstrafe bekommen sollen. Sie hätten das zwar verhindern können, seien dafür aber auf Robben Island gelandet, in größtmöglicher Isolation.

Später, als ich Mandela und die anderen politischen Gefangenen bereits kannte, fragte die Polizei meine Freunde und Bekannten, ob ich über ihn und seine Gefährten sprechen würde. Mir wurde klar, dass ich selbst dann von der Sicherheitspolizei verfolgt und überwacht wurde, wenn ich zu Hause in Kapstadt Urlaub machte.

Meine erste Überfahrt zur Insel war aufgrund des schlechten Wetters ein Albtraum. Die Fähre schlingerte so heftig, dass ich mich während der ganzen Fahrt übergab. Mein erster Eindruck von der Insel war der eines düsteren, verlassenem Ortes, gegen dessen Felsen unablässig das Meer donnerte. Bei meiner Ankunft an einem für das Kap typischen Wintertag mit Sturmböen und prasselndem Regen wirkte sie so trostlos, dass ich mich unwillkürlich über die ersten Niederländer wunderte, die im 17. Jahrhundert freiwillig hier an Land gegangen waren.

Für die älteren Gefängniswärter, die uns erwarteten, müssen wir ausgesehen haben wie Lämmer auf dem Weg zur Schlachtbank. Einer unserer ersten Aufträge war, den Sergeants im großen Saal Wein zu servieren. Anschließend zwangen sie uns, brackiges Wasser aus einem Bohrloch der Insel, versetzt mit irgendeinem billigen Wein, zu trinken. Als wir betrunken waren, ließen sie uns in einen Lieferwagen einsteigen und fuhren mit uns ans hinterste Ende der Insel. Wir waren zu sechst. Sie schalteten den Motor aus und befahlen uns, auszusteigen. Anschließend mussten wir den Motor durch Anschieben wieder starten, dann gaben sie Gas und fuhren unter unflätigem Gejohle davon.

Es war dunkel und regnete. Straßenlaternen gab es keine. Kaum waren wir in unsere Unterkunft zurückgekehrt, lauerten die Wärter uns erneut auf. Wir mussten im Kreis rennen, jeweils hundert Runden, um zu zeigen, wie fit wir waren. Sie waren sturzbesoffen. Einige von uns flüchteten in die Büsche und versteckten sich dort. Nicht einmal die Furcht vor Giftschlangen und Ratten hielt uns davon ab. Wir froren und waren durchnässt und erschöpft. Sie suchten uns, aber wir schlichen heimlich nach drinnen und verbrachten die Nacht auf dem Boden unter unseren Betten. Da gaben sie schließlich auf.

Die älteren Wärter betrachteten das als eine Art derben Scherz, eine Initiation in das Leben auf Robben Island.

Am folgenden Tag hieß uns der Gefängnisdirektor willkommen. Wir würden mit den schrecklichsten Mördern und Vergewaltigern des Landes zu tun haben, sagte er, schlimmer als alle Kriminellen, die wir bisher kennengelernt hätten. Eben deshalb hätten sie lebenslänglich bekommen. Die Männer, die ich bewachen sollte, waren zwar weder Vergewaltiger noch Mörder, galten aber als sogar noch schlimmere Gefahr für die Nation.

Am ersten Vormittag wurden wir Neulinge verschiedenen älteren Wärtern zugeteilt. Anschließend erfuhr ich, dass ich im Block B arbeiten würde. Hier waren sieben der acht im Rivonia-Prozess verurteilten Männer untergebracht. Ich sollte die berühmtesten Häftlinge Südafrikas kennenlernen.